

Gemüsemarkt in Venedig

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 14

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

baum. Dem Paare nach trotteten, stampften und schlarp-ten der Kapellvogt und sein Mitvater und andere Hochzeitsgäste, eine lange Reihe. Langsam und schier feierlich bewegte sich der Hochzeitszug hinüber zum Wirtshause zur Sonne. Da hielt das Hochzeitspaar mit einemmale an und verwundert lugten die Hochzeitsleute alle an den Ruffiberg hinauf. Von dorthier krachte und donnerte es zuweilen und in mächtigen Säken sahen die Hinaufschauenden hin und wieder gewaltige Steine gegen Röhren hin zu Thal stürzen. „Laßt nur zu,“ rief der Sonnenwirt vom nahen Stiegenbrücklein, „ihr kennt ja den Ruffiberg, er muß nach einer langen Regenzeit immer etwas lebendig werden, brüllen und poltern, wir sind in Goldau lange sicher vor ihm.“

„Freilich, freilich, das wohl,“ antwortete der Kapellvogt, „es bedünkt mich nur, er thue heute gar so wüß.“

„Wird wollen zur Hochzeit schießen,“ lachte der Domintsch heraus und stimmte alles in das Lachen ein und also ging der Zug hinauf übers Stiegenbrücklein ins Sonnenwirtshaus. Hier hockten sie alle fest und wie doppelt vernagelt um den langen Tisch und begannen ein Leben wohl auf und in Freuden. Nur die Hochzeiterin vermochte nicht recht fröhlich zu werden und lugte hin und wieder durchs Scheiblein bestürzt hinauf an den ob Goldau dräuenden Ruffiberg und war ihr, als erweiteren sich dort allmählich schmale Rinnen zu klaffenden Runsen und als wandere der Wald langsamen Fußes am Berg herab. Es ging gegen Abend, die Musikanten fingen an zu schwebelpfeifen und zum Tanz aufzuspielen und die Bauern doppelierten und bödeleten einen Gauerler nach dem andern heraus, denn im Thale zu Goldau wäre es jedem Gou ein Leichtes gewesen, das Haupt des Johannes zu ertanzen, also wohl verstanden sie sich darauf. Um den langen Tisch vergnügten sich die Alten, worgelten Käse, Bratzieger, Kirschenmus und was Haus und Hof vermochte, herunter und traten dem Weibervolk auf die Beinen, wenn sich das, vom Tanzen ermüdet, auf die langen Bänke setzte. Immer lustiger, immer üblemütiger ging es herbei im Wirtshaus und der Hochzeiter Domintsch begann immer näher zu seinem Weiblein zu rücken. Vom Ruffiberg her knurrte es stetsfort wie fernes Donnern und in weitem Bogen sah die unverwandt hinaufblickende Flori große Steine thalwärts jagen und je wilder und toller, je trunkener es herbeiging im

Sonnenwirtshaus, um so lauter ward auch das Dröhnen und Donnern am Ruffiberg, und als alle Hochzeitsgäste miteinander überlaut eins zu jauchzen begannen, schoß die Flori plötzlich auf vom Tisch und starrte mit weitgeöffneten Augen hinauf an den lärmenden Ruffiberg. Erschrocken verstummten die Hochzeitsgäste. „Schaut, schaut!“ kreischte sie und ward bleich wie der Sommerschnee, „seht ihr nicht dort droben auf der Gnippenspike? — das Kreuz ist wieder droben, schaut, schaut! Jeses, jeses, und sagt, ist es nicht, als ob die Felsen gegen uns hinabrückten und die Blöcke voransprängen wie Fohlen vor der Roszherde. O weh uns! Und die Wälder schaut, schaut, sie laufen thalwärts und Tannen fliegen davon wie die Federlein vom Geier im Sturm. Gott sei uns gnädig! Wie's brüllt und donnert und dampft! O, o, und von der Gnippenspike, schaut doch, seht ihr's denn nicht, wie das Kreuz sich hin- und herbewegt, als schwenkte es der Kreuzgärtner hin und wieder und wollte uns segnen! O weh mir, weh mir, ich habe dem Kobi den Schwur gebrochen. Seht —, jeses Gott im Himmel, der Berg kommt, der Berg kommt!“ Sie verstummte plötzlich, alle bekreuzten sich entsezt und im selben Augenblicke hallte von der Gnippenspike her ein lauter Jauchzer ins Thal. Allsogleich verfinsterte sich der Himmel, ein durchdringendes Klirren zerspringender Fensterseiden kam vom Kirchein her, ein furchtbares, alle Höhen und Tiefen erfüllendes Angstgeheul stieg auf aus der Wirtsstube zur Sonne, und dann überdröhnte ein pfeisendes Rasseln und ein schreckliches Donnern, davon die Erde bebte, das Angstgeschrei und eine ungeheure Staubwolke legte wie ein Riesengeier ihre nachtschwarzen Zittige auf das Wirtshaus zur Sonne, auf das Dörflein Goldau und dann herrschte die Stille des Grabes —.

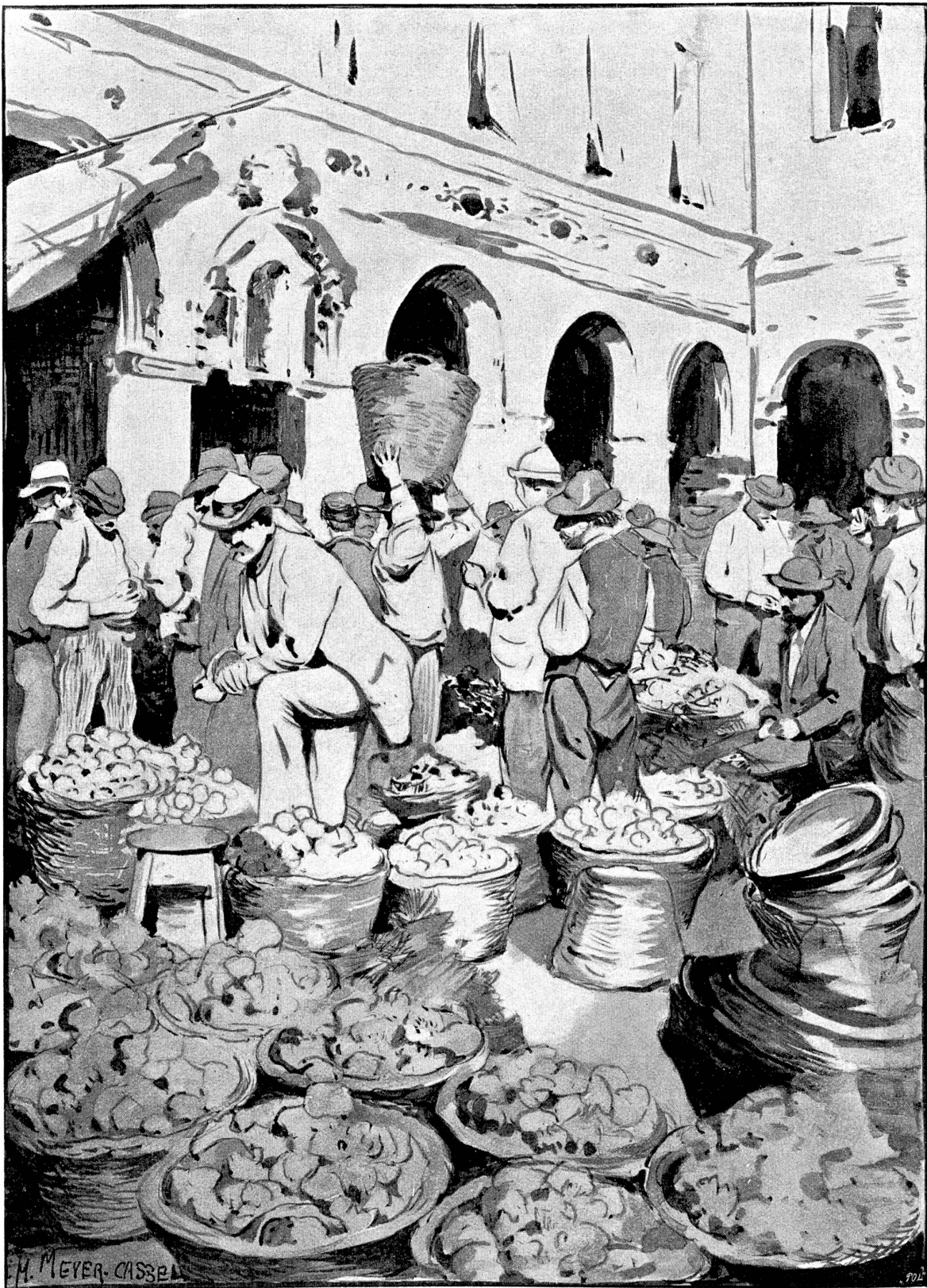
Als sich die mächtige Wolke nach und nach verzog und in träge sich niederlegenden und dampfenden Staubnebel auflöste, lag das eben noch blühende Thal wüst und leer. Eine ungeheuerliche Erdlawine hatte sich vom Ruffiberg losgemacht und war zu Thal gefahren, das Dörflein Goldau tief unter ihrem Schutt begrabend. Unförmliche Felsblöcke, groß wie Häuser, reckten jetzt an seiner Stelle ihre nackten Häupter gen Himmel und auf einem derselben lag ein Mann und hielt in den zerschmetterten Armen ein großes Kreuz, es war der Kreuzgärtner von Goldau.

— Gemüßemarkt in Venedig. —

Mit Originalzeichnung von S. Meyer-Cassel. (Siehe S. 317).

Ein Gemüsemarkt ohne Frauen! Es mutet die schweizerische Hausfrau gewiß recht fremdartig an, aber das liegt im Charakter der niederen Bevölkerung des sonnigen Italiens. Und sonntig ist's dort. Das hat unser Zeichner

meisterhaft verstanden, die Mittagsglut des italienischen Himmels dem Beschauer zu vermitteln. So interessant nun dieser Gemüsemarkt auch ist, so wenige der zahlreichen Fremden, welche der Lagunenstadt alljährlich ihren



— Gemüßemarkt in Venedig. —
Zuschnitt von S. Meyer-Cassel.

Besuch abstatten, kennen ihn. Er liegt abseits von den großen Centren, welche der Fremde aufsucht, aber der Maler, der immer auf der Suche nach Objekten ist, die für seinen Stift oder Pinsel dankbarer sind, als das Allbekannte, hat ihn entdeckt. Weit vom Mittelpunkt der Stadt liegt er nicht, nur führt der Weg dahin

durch kleine Gäßchen, an malerischen Winkeln vorbei, und wenn man sich mit dem mangelhaften Aroma und dem bunten Treiben abfindet, so bleibt nur noch der Eindruck eines eigenartigen, farbenprächtigen und interessanten Bildes, wie es unsere Illustration darstellt.

Ich werfe mich zu Ihren Füßen, Fräulein!

Skizze aus Spanien von Børge Jansen. — Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Friedrich v. Känel, Meich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Man mag von den Spaniern sagen, was man will, galant sind sie jedenfalls!

Galant gegen die Damen, galant gegen die Fremden.

Daß sie es gegen die Letztern sind, kann vielleicht verwundern, gegenüber den Erstern erscheint es als die natürlichste Sache von der Welt; denn Maria sanctissima, wie wäre es anders möglich! Betrachte sie in der Kirche, wenn sie mit dem Rosenkranz zwischen den weißen Händen und der schwarzen Mantille auf dem glänzenden Haare vor dem Altar knien, betrachte sie auf der Almôda, wenn die Seide rauscht, wenn die mit Edelsteinen besetzten Fächer strahlen, wenn die Augen leuchten; Maria sanctissima, was ist da anderes zu thun, als sich zu den Füßchen der bezaubernden Carmen, Juanita oder Josefita zu werfen?

„A los pies de usté,“ was soviel heißen soll, als: ich werfe mich zu Ihren Füßen, ist auch immer der Abschiedsgruß des galanten Spaniers gegenüber einer Dame, und ihre poetische Gegenantwort ist: „besa sus manos, Señor,“ ich küsse Ihre Hände, mein Herr. Man begnügt sich indessen damit, es zu sagen, thut es aber nicht. Möglicherweise klingen diese Grüße in einer germanischen Sprache etwas schwülstig, aber in der spanischen tönen sie gut und mit einem Hintergrund von schattigen Palmen, duftenden Rosen unter einem südlichen Himmel, einer mispielenden schönen Carmen, unter gedämpfter Musikbegleitung und plätschernden Fontänen klingen die Worte ganz natürlich; nur eines ist ärgerlich, nämlich: daß die That nicht den Worten folgen darf!

Und ach, sie kann es leider nicht! Sonst würde ich reicher aus Spanien heimgekehrt sein, als es der Fall ist.

Ja, ich denke nicht bloß an Kniefälle vor bezaubernden Spanierinnen; sie würden mir eher Messerstücke als Wohlstand eingetragen haben. Aber ich denke an die umfangreiche Sammlung Marmorpaläste, Konsolenspiegel, Uhren, Uhrketten, Fingerringe, Spazierstöcke und andere Dinge, die mir galante Spanier geschenkt und mich beschworen haben, sie zur Erinnerung an die zusammen verlebten unvergeßlichen Stunden zu behalten und die ich, o weh, der üblen Sitte, Bescheidenheit genannt, folgend, ebenso feierlich verdanken und ablehnen mußte. Die Sache ist nämlich die, daß, wenn man das eine oder andere Ding bewundert, das ein Spanier besitzt, derselbe sogleich erklärt, daß es unser künftiges Eigentum sein solle; ist es die Uhr, gleich zieht er sie aus der Tasche, ist es der Spazierstock, gleich reicht er uns denselben, und ist es sein Haus, das man just nach

einem angenehmen Besuch verläßt, sogleich zeigt er feierlich auf dessen Marmorsäulen, Bogen und plätschernde Fontänen und sagt: Das gehört Ihnen, Señor!

Und denkt man nun an die schmutzige Zementfassade daheim in unserer lieben Vaterstadt, por Dios, bei Gott, man hat die größte Lust, ihn beim Worte zu nehmen.

Na, das hilft natürlich nichts, der Spanier behielt sein Haus, und wenn man auch zehnmal für das freundliche Anerbieten dankte. Vernünftige Leute werden natürlich sagen, das sei eine verurteilte Art von Galanterie, und alles nur als süßliche Phrase erklären, die keinen sauren Hering wert ist. Aber sie ist es doch: denn erstens klingt sie, verbreitet einen Duft wie von einer längst verschwundenen romantischen Zeit, die anderswo tot ist und nur noch auf den grünen Ebenen Andalusiens und in den goldenen Bergen Kataloniens lebt, und fürs zweite ist doch nicht alles leere Phrase. Ich wenigstens habe viele geradezu rührende Beispiele von der Liebenswürdigkeit und Galanterie der Spanier erlebt. Wachten wir einen Ritt in den Bergen oder auf der Ebene, stiegen ab und setzten uns an den Wegrand, um zu rasten, so konnten wir sicher darauf zählen, wenn eine Hütte in der Nähe war, daß einer der Bewohner ein paar Stühle für uns herbeischleppte. Und befand sich ein Garten vor dem Hause, gleich ging man hin und pflückte Blumen und Früchte für uns.

Befände man sich z. B. in Italien, so würde man nicht eine Minute darüber in Zweifel sein, daß man das Ganze nur als eine hübsche Form der Selbsterpressung zu betrachten hätte; aber ganz anders hier. Der Spanier kann so arm sein, als er will, er ist zugleich stolz. Er fühlt sich als Wirt, der Fremde ist sein Gast.

Ich erlebte ein solches Beispiel in Valencia. Ein junger Bursche, der wahrlich vollständig ein paar Centimos gebrauchen zu können schien, zeigte uns den Weg, was beinahe eine Stunde in Anspruch nahm; aber als die Trennung kam, da war keine Rede davon, daß er auch nur das Geringste für seine Mühe von uns genommen haben würde, nicht einmal eine Zigarre. Es war ihm eine Freude gewesen, uns Fremden einen Dienst zu erweisen.

Ja, ja, Beispiele von Galanterie und Liebenswürdigkeit gibt es genug dort.

Ist die Erinnerung an das Schlenkern der ziemlich schmutzigen alten Eisenbahncoups auf den ausgefahrenen und gestrichelten Schienen auch nicht die schönste, desto frohere Eindrücke sind uns von den Leuten geblieben, die wir in den Coups trafen.